

Nr. 103. Bromberg, den 7. Mai 1932.

Das harte Geschlecht

Roman von Will Vesper.

(15. Fortsetzung.)

Am Tag der Wintersonnenwende fand die Hochzeit statt, ganz nach alten Bräuchen. Niemand hielt so fest an den alten Sitten wie Björn. Die Leute wunderten sich da über manches, was sie noch zu sehen bekamen.

Ref wohnte nun auch auf Wiesenhang. Im Frühjahr übergab ihm Björn den Hof. „Ich bin zu alt", sagte er. „Du Ref, bist ein tüchtiger Mann und wirst mehr herauswirtschaften, als ich vermag. Laß mich und Thormod als Gäste bei euch wohnen." Björn schwand dahin wie eine Lampe, deren Öl verbrannt ist. Es war, als habe er nur darauf gewartet, Helga in gutem Schutz zu wissen. Als der Sommer kam, starb er.

Von Helga und Ref ist nun für eine Weile wenig zu sagen. Sie waren vollkommen glücklich in ihrer Liebe und ihrer Vereinigung. Beide waren tüchtige Menschen, fleißig und klug. Ref war ein großer Jäger und sammelte viel gutes Pelzwerk. Ein neues Schiff hatte er gebaut. Es war nicht so groß wie der „Kranich", aber zur Küstenfahrt sehr geeignet. Er übergab es Thormod und dieser bemannte es mit jungen Männern aus der Siedelung. Sie fuhren an der Küste entlang auf Beute und erlegten Seehunde und Walrosse, oder brachten Säcke voll Federn von den Nistbergen der Eidervögel, Fleisch und Fische, Lachs und Heringe, je nach der Jahreszeit. Von allem erhielt Ref als der Schiffsherr seinen Anteil. Auch Handel trieb er und kaufte von anderen und tauschte gegen seine Waren Walroßzähne und Walroßhaut, Fischbein und Walrat. Manches verkaufte er auch an Schiffer, die nach Norwegen fuhren gegen gutes Geld. Mit diesen Kaufleuten sandte Ref auch Nachricht an Gest. „Falls ihr in Island anlegt", sagte er, „grüßt ihn oder sendet ihm Nachricht, daß ich lebe und daß es mir über Erwarten gut geht in diesem Lande."

Aber dann fiel Ref ein, warum er damals ausgefahren war. Ein Schatten fiel auf sein Glück. Mit finsterem Blick sah er nach der Bucht hinüber, wo Thorgils und seine Söhne hausten. Er sah sie nur selten. Aber zuweilen begegnete er doch dem einen oder anderen ungewollt und ein Gruß im Vorübergehen ließ sich nicht vermeiden. Dann war Ref für ein paar Tage finster und traurig.

Es dauerte nicht lange, da galt Ref für einen der reichsten Männer an dieser Küste. Helga bewirtschaftete den Hof. Sie war eine gute Wirkin und eine geschickte Weberin und verstand es auch, ihre Knechte und Mägde anzustellen. Ihre Schafherden wuchsen und Buckel hatte eine große Aufgabe mit all den Tieren. Sein Eisbär war ihm gleich im ersten Frühjahr entflohen. Er war aus dem Stall gebrochen in der Nacht und landeinwärts gelaufen. Sicher hatte er irgendwo seinesgleichen gefunden. Buckel war anfangs ganz außer sich über so viel Undankbarkeit. Aber dann kam Refs Heirat, und Buckel wurde wieder zum Hirten der Schafe gemacht.

„Es ist, als ob du mit deinem Flötenspiel die Wolle wachsen machtest", sagte Helga zu ihm. Er strahlte über ihr Lob und sagte: „Es kann schon sein, Frau. Noch einmal so gerne fressen sie dann." Gewiß hing er an Ref, aber mehr noch zu Helga. Wo gab es noch eine solche Frau? Wie verstand sie zu weben und zu färben. Und nun hatte sie Buckel zum Julfest einen neuen Anzug geschenkt, Hose, Rock und Mantel, alles aus gutem, eigenem Tuch. Viel besser war auch Ref nicht angezogen. Alles war an den Rändern mit bunter Stickerei eingefaßt und die Jacke war innen mit weichen Pelzen gefüttert. Alles saß wie angemessen. „Kein kleines Kunststück bei meinem Aste da", sagte Buckel und lachte glücklich.

Im Herbst nach der Heirat bekam Helga ihren ersten Sohn. Ref nahm ihn auf die Arme und nannte ihn Stein, nach seinem eigenen Vater. Dann goß er ihm Wasser über die Stirne und weihte ihn mit dem Hammerzeichen. „Möge er wiederkommen in dir, den ich zu früh verlor. Damals erkannte ich ihn nicht und er mich nicht. Möge zwischen uns nie Böses kommen." Dann legte er ihn der Mutter in die Arme und küßte ihre Stirne. „Hab' Dank für den Erben. In allem bist du tüchtig, unübertrefflich."

„Ja in diesem wenigstens", sagte Helga, „kannst du es mir nicht gleichtun."

„Ich hoffe", sagte er, „daß ich auch das meine dazu getan habe."

Da errötete sie wie ein junges Mädchen und drohte ihm und sagte: „Du bist schlimm."

Ja, sie waren sehr glücklich miteinander in ihrer Liebe. Aber davon macht man am besten nicht viel Worte. Nicht an viel äußerem Wesen war es zu erkennen, nur an einem stillen Glücksgefühl, an einer schönen Wärme, einem versteckten Fröhlichsein, das die beiden immer zu umleuchten schien, ihr ganzes Haus erhellend. Zuweilen, wenn sie am Abend beisammen saßen, und jeder irgendwie tätig war, oder wenn sie sangen, wie es am Abend schöner Brauch ist, ehe die Nacht kommt, da sahen alle, wie Ref plötzlich seine große braune Hand über die schmale feste Hand seiner Frau legte und sie umschloß, behutsam, wie eine Menschenhand einen jungen Vogel umschließt. Dann verstummten alle einen Augenblick, und rasch nahm er die Hand wieder fort und schlug sie auf den Tisch und sagte: „Zu Bett. Morgen ist auch ein Tag."

Im zweiten Winter bekam Helga ihren anderen Sohn. Die Tränen liefen ihr ungewollt übers Gesicht, als Ref bei der Namengebung ihn Björn nannte, nach ihrem Vater.

„Werde wie der Vater deiner Mutter", sagte Ref. „Nur mit mehr Glück, wenn die Götter es so fügen."

Stein, der Erstgeborene, machte damals seine ersten Schritte. Er war blond und blauäugig wie seine Mutter. Aber Björn hatte einen roten Schopf, wie sein Vater als Kind gehabt hatte.

„Daher habe ich meinen Namen", sagte Ref, „weil ich rot war wie ein Füchslein."

„Sonst", sagte Helga, „hast du auch gar nichts von einem Fuchs an dir und liebst die Schleichwege nicht."

„Vielleicht", sagte Ref, „kennst du mich da noch nicht, wie ich bin."

Im ersten Sommer schon brachte ein Schiff, das aus den Westsiedelungen kam, Nachricht von Kolbein. Er war in Steilhang im Erichsfjord angekommen, wo Erich der Rote gewohnt hatte, aber den Alten hatte er nicht mehr am Leben getroffen. Leif Erichssohn war jetzt dort der Herr. Es schien Kolbein nicht allzu gut dort zu gefallen. Wenigstens ließ er sagen, er wolle sobald wie möglich wiederkommen, wenn er erst eine volle Fracht für das Schiff zusammen habe. Dann hörte Ref lange nichts von diesen seinen Leuten.

Ein paar Tage nach Björns Geburt aber lag eines Morgens plötzlich ein Schiff unten in der Bucht, mitten im Winter, ganz vereist und schneebedeckt. Es war schlechtes Wetter in den letzten Tagen und Nächten gewesen. Helga hatte das Schiff zuerst gesehen und kam ganz aufgeregt und meldete es. Ref warf einen Pelz um und lief hinaus. Am Hang kamen ihm drei Männer entgegen, ganz vereist und weiß und nicht zu erkennen. Woher kamen sie mit ihrem Schiffe, um diese Zeit, wo niemand sich auf das Meer wagte? Sie schwankten und gingen wie Betrunkene, und plötzlich erkannte Ref den einen und dann die anderen. Es waren Männer, die mit Kolbein nach dem Westen gefahren waren, Snorri, der Bruder von Eyvind Schmied, Bolli Hackennase und sein Vetter Geiermund. Ref blickte an den Männern vorbei nach dem Schiff hinunter. Wo blieb denn Kolbein und wo die anderen? Er fragte Geiermund, der voranging. Aber er bekam keine Antwort. Der Mann bewegte die Lippen, aber es kam kein Ton heraus. Er taumelte und wußte wohl kaum, wo er war. „Schlimme Fahrt", sagte Bolli, „schlimme Fahrt."

„Kommt ihr allein?" fragte Ref. Er schrie, als habe er Taube vor sich. Die Männer nickten. Sie konnten sich kaum auf den Beinen halten. Bis hierher hatten ihre Kräfte gelangt. Aber nun waren sie ganz am Ende. Man mußte sie fast tragen bis zum Hause hinauf.

„Nicht in die Stube", sagte Ref. „Nicht sogleich in die Wärme." Man brachte sie in den Stall und legte sie bei den Schafen aufs Heu. Die Kleider waren steif gefroren, und Ärmel und Stiefel mußten aufgeschnitten werden. Dann rieben sie ihnen die Glieder und Gesichter mit Schnee, und zuletzt mit warmen Pelzen. Langsam tauten sie auf. Aber nun wurden sie ganz schläfrig und nur mit Mühe brachte man ihnen eine heiße Brühe zwischen die Zähne. Dann deckte man sie zu und ließ sie schlafen. Eyvind blieb bei ihnen und hielt die Wache. Die Drei schliefen den ganzen Tag und die Nacht durch. Am anderen Morgen war ihnen besser, und jetzt war ihnen auch der Mund aufgetaut und sie konnten reden. Eine traurige Geschichte.

Snorri führte das Wort: „Tot ist Kolbein. Erschlagen. Und auch die anderen. Nur wir drei entkamen. Uns war noch nicht bestimmt, zu sterben, trotz der schlimmen Fahrt. Ja, es wurde anders, als Kolbein gedacht hatte. Als wir in die Westsiedelung kamen und nach Steilhang, war Erich der Rote tot, und sein Sohn Leif saß auf dem Hof. Kühl war der Empfang. Allzuviel Norweger waren dort, Königsmannen und Christen. Aber am schlimmsten war Thorhild, Erichs Witwe. Sie war schon Christin geworden, als Erich noch lebte, und ließ sich umtaufen und nannte sich jetzt Thjodhild. Erich aber blieb bei dem alten Glauben und darum wollte sie nicht mehr mit ihm zusammen leben auf ihre alten Tage. Sie hatte ihm zuletzt das Leben schwer gemacht, hieß es.

Als Erich tot war, zog Thjodhild wieder nach Steilhang, und nicht lange danach kam Leif mit drei Schiffen von langer Fahrt zurück. Er war in Norwegen gewesen, hatte auch den neuen Glauben angenommen, und Olaf der Dicke, der jetzt dort König ist, hatte ihn ganz eingewickelt und ihn beschwatzt, daß Leif alle Grönländer bekehren und für den König Steuern erheben solle. Das war wohl die Hauptsache für beide, denke ich. Die anderen Erichssöhne, Thorstein und Thorvalt wollten nichts damit zu tun haben. Thorvald fuhr mit einem großen Schiff nach Vinland. Vielleicht ist er noch dort, oder vielleicht hat ihn das Meer verschlungen. Noch hat man nichts wieder von ihm gehört. Auch Thorstein verließ Steilhang und zog mit seiner Frau Gudrid und seinen Leuten nach dem Weißdorschfjord. Gerade in den Tagen, wo er abfuhr, kamen wir an, und er wollte uns und Kolbein bereden, mit ihm zu fahren. Aber damals wollte Kolbein noch nicht.

Auch Leif ist mein Freund, sagte er, auch mit ihm bin ich gesegelt. Aber nachher sah er, wie Leif sich verwandelt hatte. Unsere Gesellschaft gefiel ihm nicht. Zwei Priester waren bei ihm in Steilhang. Eine Kapelle hatte Thjodhild bauen lassen und eine große Glocke läutete, daß man sie bis weithin über das Meer hörte. Kolbein lachte darüber, aber nachher verging es ihm.

Wir hätten bleiben sollen, wo wir waren, sagten wir. Aber er wollte erst die Fracht für das Schiff zusammenhaben.

Wir wohnten nicht auf Steilhang. Thjodhild sagte, sie wolle dort keine Heiden. Wir lebten also eine Weile in Zelten, die wir selber aufgerichtet hatten und fuhren dann auf den Walfang. Wir kreuzten vor den Bäreninseln. Dort war meistens gute Beute. Auch andere Schiffe aus der Siedelung fuhren auf diesen Fangplatz. Aber im Herbst kam plötzlich das Eis und schloß uns ein, uns und noch ein Schiff aus Steilhang. Der Winter überfiel uns und wir bauten uns Hütten auf einer Insel. Es war ein harter Winter und vom Fang her hatten wir noch wenig Vorrat. Es gab nicht viel zu essen. Auch die Jagd war nicht ergiebig. Die von dem anderen Schiff, Leute Leifs, hatten ein wenig abseits von uns ihr Zelt aufgeschlagen. Wir kümmerten uns wenig um einander. Es war kein besonderer Mann bei ihnen. Oft sahen wir sie vor dem Meere knieen und Gebete zu ihrem neuen Gott murmeln. Es half wenig. Aber auch uns ging es nicht besser.

Da sahen wir Kolbein eines Tages auf einer Klippe am Meer stehen, dort wo die Schiffe auf dem Strand lagen. Der Frühling war nicht mehr weit, aber die Not am größten. Kolbein stand da und machte ganz seltsame Gebärden, schwang die Arme, als wolle er fliegen. Auch hörten wir ihn singen und vor sich hin schwatzen. Es wunderte alle, was er da machte, und ein Norweger von Leifs Schiff sagte: Dem Alten hat der Hunger den Verstand verwirrt.

Wir gingen zu ihm und fragten ihn: Was machst du da? Er sah uns ganz listig an und sagte: Kümmert euch nicht darum. Wir baten ihn heimzukommen und das tat er denn auch.

Am nächsten Morgen war große Aufregung im Lager. Im Eis war eine Rinne aufgebrochen und durch die Rinne kam gegen Mittag ein mächtiger Wal geschwommen, und, vom Eis auf eine Untiefe gedrängt, strandete er bei den Schiffen. Gemeinsam erschlugen wir das Tier und zerlegten es. Es war ja für alle genug. In allen Töpfen kochten Fleischstücke.

Als auch die anderen davon gegessen hatten, trat Kolbein in ihr Zelt und sagte: Nun? Zeigte sich Thor, der Rotbart, nicht zuverlässiger als euer Krist? Für mein Lied, das ich ihm sang, schickte er uns dieses gute Futter. Noch nie hat er mich im Stich gelassen.

Da wurden die Kerle bleich vor Wut und Ekel und wahrhaftig, sie spien wieder aus, was sie gegessen hatten. Einer warf den Speer nach Kolbein. Aber der Alte duckte sich, lachte sie aus und hüpfte schnell davon.

Als wir erfuhren, was geschehen war, wollten wir sie angreifen, aber Kolbein hielt uns zurück: Es ist wenig Ehre bei denen zu holen, sagte er. Jene aber schütteten Fleisch und Brühe von den Klippen herunter ins Wasser.

Von da an war Feindschaft zwischen den beiden Zelten, und ehe noch das Meer ganz aufbrach, zogen jene ihr Schiff über das Eis, bis sie draußen an offenes Wasser kamen. Uns alle mit dem Tode bedrohend, fuhren sie davon. Als auch unser Schiff wieder schwamm, schien es uns besser, nicht nach Steilhang, sondern zu Thorstein nach dem Weißdorschfjord zu fahren. Wir wurden gut aufgenommen, und zwei Sommer lang blieben wir dort, machten gute Beute und füllten das Schiff mit Fischbein, Walroßhaut und Zähnen. Gegen Ende des letzten Sommers aber kam eine Seuche in Thorsteins Haus. Drei seiner Leute starben und zuletzt er selber. Gudrid, seine Frau, stellte sich wie toll an, und es kam heraus, daß auch sie heimlich eine Christin gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Betty.

Skizze von Susanne Tornwaldt.

Die wunderschöne goldbraune Stute „Lady Betty" war zwischen den Seen, Torfmooren und grünen Wiesen Irlands groß geworden. Der junge Hauptmann im Generalstab, der zufällig sah, wie sie — eben angekommen — im Stallhof einer Reihe von Interessenten vorgeführt wurde, vergaß über ihrem Anblick seinen guten schwarzen „Pumpernickel", der schon mit vorgereckter Nase auf seinen Zucker wartete, und blieb stehen, um zuzuschauen. Den weiten und prachtvollen Bewegungen der Irländerin vermochte der Stallmann kaum zu folgen. Die Sonne schimmerte auf dem goldenen Fell.

Der junge Hauptmann (er hieß Robert, wir wollen ihn aber fürs erste wie alle seine Freunde Bob nennen), verliebte sich herzlich in dieses Pferd. Er tat zurückhaltend sein Interesse kund. „Lady Betty" wurde gesattelt, in die Bahn gebracht, und er saß auf.

Nun pflegte Bob — recht guter Reiter, der er war — seine Pferde „anzufassen". Nicht gerade hart aber fest. Und Betty war — nun, Betty war eine Lady. Sie beanspruchte eine gewisse charaktervolle Untertänigkeit. Sie vermißte Höflichkeit, richtete sich kerzengerade auf und machte gleichzeitig eine wegwerfende korkenzieherähnliche Wendung, der sich ganz einfach nicht widerstehen ließ. Da auch an der kurzgeschorenen Irenfrisur kein Halt zu gewinnen war, so saß Bo, genau neunundvierzig Sekunden, nachdem er aufgestiegen, im Sand und hatte seinen Verwunderungsaugenblick.

Aber er liebte Lady Betty nun erst recht. Höflich stieg er wieder in den Sattel und behandelte sie als vollendeter Kavalier. Betty quittierte mit dem schönsten aller Galopps.

Währenddes stand an der Tribünenbalustrade eine junge Dame, sah diesem Geschehnis zu und amüsierte sich. Als Bob nunmehr im Schritt dort vorbei ritt, beugte sie sich vor und sagte kurz und freundlich: „Wenn Sie die Stute nicht kaufen wollen, dann kaufe ich sie." Bob legte die Hand auf den karmesinroten Mützenrand und bedauerte. Er wollte sie auf alle Fälle kaufen.

„Sie ist schön", sagte sie ruhig, „ich möchte sie wohl draußen gehen sehen."

„Wollen wir morgen zusammen reiten?" fragte er und stellte sich vor.

Es ergab sich, daß die junge Dame den gleichen Namen trug wie das schöne Pferd. Sie hieß, nach einer Erbtante, Bettina. Genannt Betty. Bekundete übrigens auf Grund eines väterlichen Gestütgutes viel Pferdeverstand, getragen von einer ungewöhnlichen Passion. Lady Betty, meinte sie, habe alle Qualitäten für eine gute Stammutter. Und sie sagte viel sachverständige Dinge über Sprunggelenke, Schulter, Tiefe des Gebäudes.

Im Anschluß an eine Reihe erfreulicher Morgenritte hatte man gerade beschlossen, die Herbstjagden mitzureiten, als etwas dazwischen kam, das geeignet war, diesen wie andere Beschlüsse mehr umzuwerfen. Bob, „Lady Betty" und „Pumpernickel" zogen miteinander in den Krieg. Bob hieß nun natürlich nicht mehr „Bob", sondern „Robert", „Lady Betty" wurde nach der Erbtante in „Tante Betty verwandelt, und nur „Pumpernickel" bestand als Pumpernickel weiter.

Aber „Tante Betty" war draußen nicht glücklich. Ihr Herr Robert bediente sich stets, wenn er sich dorthin begab, wo die Sache brenzlich war (also sehr oft), der üblen Konkurrenz sechzig gesammelter Pferdekräfte. Es kränkte sie. Es konnte ihr nichts geben, daß sie sich in bester Gesellschaft aufhielt und an der täglichen Hafermenge nichts auszusetzen fand. Ihr Kollege Pumpernickel war Materialist und litt an keinen Gemütsdepressionen.

Inzwischen hatte Bettina, genannt Betty, sich in „Schwester Bettina" verwandelt und erschien wenige Monate später ebenfalls in Frontnähe. Feldlazarett. Westen. Nun, weder Robert bei seinen wechselnden Divisionen noch Bettina bei ihren wechselnden Feldlazaretten hatten während der folgenden Jahre viel Zeit, an den „Status quo ante bellum" — in diesem Fall an ihre schönen gemeinsamen Ritte — zu denken. — Sie schrieben sich gelegentlich Ansichtskarten, der Vorschrift zufolge ohne Ortsangabe.

Aber ganz zum Ende, das, wie man weiß, ein wenig überstürzt und unübersichtlich vor sich ging und Robert zur Erfüllung seiner Pflichten ausschließlich auf die Verwendung 60 gesammelter Pferdekräfte verwies, lag Schwester Bettinas auflösungsbereites Feldlazarett ganz nahe. Robert fuhr hinüber. Es war ein hübsches, aber ein wenig trauriges Wiedersehen. Man besprach dies und das, unter anderem auch die Schwierigkeit, wie Lady Betty und Pumpernickel am besten nach Hause zu schaffen seien. Karl Trienke, sagte Robert, diese Perle von einem Pferdeburschen, sei tot. Alle Bahnen nach der Heimat waren von der ersten bis zur Pferdeklasse menschenüberfüllt. Heimat! Wo und was überhaupt seine Heimat nun sei . . .

Als Robert das sagte, sah sein braunes Gesicht fahl aus, und Schwester Bettina schüttelte heftig seine Hand. Sie besann sich einen Augenblick, lachte ein wenig und meinte, ihr väterliches Gut sei mehr als jeder andere Ort geeignet, so vorbildliche Pferde wie diese beiden aufzunehmen. Im übrigen wäre sie — Schwester Bettina — als Schwester eigentlich schon abgebaut und gedächte Tante Betty und Pumpernickel heil und gesund persönlich dort abzuliefern.

Es sind drollige Dinge möglich in Zeiten, in denen alles auf dem Kopf steht.

Eines schönen Morgens, als Bettinas Vater von den Ställen her über den Wirtschaftshof ging, trabte ein junger Bursche in Litewka und verwegener Mütze durch das sandsteinerne Tor. Er ritt eine schöne frische Stute, die dem alten Herrn gleich in die Augen stach, hatte einen dunkelbraunen Wallach an der Hand und behauptete, die Tochter des Hauses zu sein, was bei näherer Besichtigung nicht abzuleugnen war.

Später, nach einiger Zeit, kam Robert, um nach seinen Pferden zu sehen.

Sie müßten dableiben, erklärte Bettina. Besonders „Tante Betty" dürfe man nicht wieder von einem Platz fortnehmen, den auszufüllen sie so ganz geschaffen sei. Robert sah das ein. Aber — Bettina solle das bedenken — er vermöge sich nicht von „Tante Betty" zu trennen . . .

„Tante Betty" ist nun Stammutter einer Reihe von Fohlen, die der Verzug der Familie sind. Sie vererbt ausnahmslos Temperament, Schulter, Sprunggelenk und die goldbraune Farbe.

Ehrlichkeit.

Humoreske von Gertrud Aulich.

Onkel Kasimir glaubt noch an das Gute im Menschen, er ist überzeugt, daß es sich auf unserem Planeten gar nicht so übel leben lasse. Er ist davon überzeugt trotz des kulturellen und moralischen Niederganges, trotz aller Wirtschaftskrisen und Notverordnungen und obwohl er persönlich durchaus nicht an den Fleischtöpfen Ägyptens saß. Die Sache mit dem silbernen Krückstock bestätigte seine Ansicht von neuem.

Onkel Kasimir bekam von seinen drei Nichten zum 50. Geburtstage einen Stock geschenkt, dessen Griff, einen Hundekopf darstellend, von Silber war. Ein sehr kostbares Stück, Onkel Kasimir hatte nie im Leben etwas so Prachtvolles besessen, und er beschloß, gerührt und erhoben, den Stock ein wenig auszuführen. Er ging sonst fast gar nicht aus, nur hin und wieder trank er in einer kleinen Kneipe seiner Straße ein Glas Bier, heute aber wollte er, dem Stock zu Ehren, ein besseres Restaurant in einer vornehmen Straße aufsuchen, ein Lokal, in dem, wie er wußte, sich oft sein Chef aufhielt.

Es war die „Goldene Gans", in der er auf Umwegen endlich landete. Er fühlte sich peinlich unsicher, als er vor dem kleinen Marmortisch sich seines Mantels entledigte und Stock und Hut an den Haken hängte, wobei ihm ein Kellner beflissen half. Onkel Kasimir bestellte sein gewöhnliches Glas Bier und verschanzte seine Hilflosigkeit hinter einer großen Zeitung, die er von A bis Z durchlas. Er

trank noch ein Glas Bier und leistete sich verschwenderisch sogar einen kleinen Schnaps. Endlich erhob er sich, ein wenig benebelt, zahlte, nahm Mantel und Hut vom Haken und ging. Den Stock mitzunehmen, vergaß er ganz und gar. Überdies hatte ein Gast seinen Mantel darüber gehängt.

Vielleicht war das letztere sogar in einer gewissen Absicht geschehen, denn der Herr, dessen Mantel den silbernen Hundekopf zudeckte, nahm, als er den Mantel abhängte, seelenruhig auch den Stock herunter, hängte ihn wie selbstverständlich über den Arm und entfernte sich ohne jede Hast.

Es war Abend, und der Herr schlenderte gemächlich eine belebte Straße entlang, blieb hier und da an einem Schaufenster stehen und zündete sich schließlich eine Zigarette an. In diesem Augenblick bat ihn ein Mann, der zufällig auch die Auslagen betrachtete, um Feuer, dankte und ging, mehrmals den Hut lüftend, in entgegengesetzter Richtung davon. Nach einer Weile merkte der Herr, daß er den silbernen Stock nicht mehr bei sich hatte, er rannte dem Mann, der ihn um Feuer ansprach, eine Strecke nach, konnte aber von dem Menschen keine Spur mehr entdecken.

Dieser hingegen begab sich in eine kleine Kneipe in einem ganz anderen Teil der Stadt und verhandelte den silbernen Stock um ein warmes Abendbrot und ein paar Schnäpse an den Budiker. Der Wirt wiederum nahm einen Kerl mit einer blauen Narbe im Gesicht beiseite, und sie schacherten hinter der Theke um den Stock. Sie einigten sich endlich. Die blaue Narbe betrachtete den erworbenen Hundekopf geringschätzig und fluchte über das elende Blech.

„Was willst du für die Mistharke haben?" fragte eine rostige Stimme. Sie gehörte dem „Goldwarenhändler" Daniel, einem gerissenen Hehler, dem die Polizei scharf auf die Finger sah, ohne ihn ein seltenes Mal erwischen zu können. Die Narbe und Daniel wurden bald handelseins, der Stock wechselte wiederum den Besitzer, es schien ihm nichts auszumachen, daß er von Hand zu Hand wanderte.

Plötzlich ein Pfiff, ein kurz warnendes Signal: Razzia, Polizei. Der Hehler Daniel schoß wie eine Rakete in eine Ecke des Lokals, dort, wo ein Bündel Überzieher an der Wand hing, er hakte die Hundeschnauze in irgend eine Manteltasche, die zu einem besseren Überrock gehörte, dann schritt er tänzelnd und lächelnd auf die Polizei zu, und seine Unschuld überstrahlte ihn blendend.

Die Beamten lächelten auch. Gleichwohl griffen sie sich einige Individuen heraus. Wozu steht denn das Ungeheuer von einem Polizeiauto vor der Tür? Die Spelunke ist mit einem Male bedenklich leer geworden. Über einen Tisch gebeugt ruhte ein besserer beleibter Herr. Er hielt ein Weinglas umkrampft und schnarchte den Schlaf des guten Gewissens. Die Polizei weckte ihn verständnisvoll. Er konnte sich ausweisen. Ein wenig blöde wankte er zu seinem Überrock und kroch hinein, ohne den Stock zu bemerken, der aus seiner Tasche baumelte. Die Polizei begleitete ihn väterlich hinaus.

Draußen irrte er durch mehrere Straßen, blieb stehen, blickte auf die Uhr, landete schließlich vor der „Goldenen Gans" und ging auf einen Gute-Nacht-Schoppen hinein. Das Lokal war so unfaßbar leer, der Beleibte ließ sich vom Kellner aus dem Mantel schälen. Auch den Hut hängte der Ober sorgfältig an die Wand, und das Halstuch steckte er behutsam in die innere Brusttasche. Zum Schluß nahm er noch den Stock mit der silbernen Krücke aus der äußeren Seitentasche und hängte auch ihn an den Haken. Dann fragte er den Herrn nach seinen Wünschen und trug eilfertig das Bier und einen Stoß Zeitschriften herbei. Falls es dem Herrn belieben sollte . . .

Es war still in dem weiten Saal. In einer entfernten Ecke leierte ein Lautsprecher sein eintöniges Schlagerprogramm ab. Der Herr duselte über einer Illustrierten ein. Auch der Kellner, der sich diskret zurückgezogen hatte, gönnte sich hinter einer umfangreichen Säule ein kleines Mitternachtsnickerchen.

Plötzlich kam, ein wenig hastig und gar nicht vornehm, Onkel Kasimir herein. Seine kleinen buschigen Augen irrten schon unter der Tür den ganzen Raum entlang, seine Mienen verrieten Unruhe, eine ganz kleine, kaum eingestandene Furcht, der schöne Stock mit der silbernen Krücke könnte nicht mehr an seinem Platze sein, wo er von Onkel Kasimir vergessen wurde. Aber schon im nächsten Augenblick glättete sich das rosige Kindergesicht Kasimirs, und in den farblosen Augen lächelte eine strahlende Genugtuung: Der Stock war da, er hing still und treu an seiner Stelle und wartete ausdauernd und zuverlässig auf seinen Eigentümer. O, es waren mehr als sechs Stunden vergangen, seit Onkel Kasimir ihn schnöde und gedankenlos vergaß. Aber lief der Stock etwa fort, verlor er sich spurlos, oder ging er mit einem fremden Herrn mit? O nein, wie ein blankes Auge zwinkerte er seinen Besitzer von der Wand an. Behutsam und mit leiser Zärtlichkeit griff Onkel Kasimir den silbernen Stock vom Haken, nickte dankbar grüßend in alle vier leeren Winkel und verließ das Lokal. Gütiger Himmel, daß es eine so goldene Ehrlichkeit in der Welt gab! Sein Herz frohlockte, und er stammelte bewegt: „Kinder, Kinder, ich hab es ja immer gesagt: Der Mensch ist gut!"



Chaplins Kammerdiener als Millionenerbe.

Charlie Chaplins japanischer Kammerdiener Kono erhielt vor kurzem die Nachricht, daß ihm in Japan eine Millionenerbschaft zugefallen sei. Sechzehn Jahre lang war Kono bei dem berühmten Filmschauspieler angestellt. Er war übrigens kein einfacher Diener, sondern eher Privat-Sekretär, Sporttrainer und Vertrauter. Kono spielte die Vermittlerrolle zwischen dem Künstler und seinen vielen Bewunderern beiderlei Geschlechts. Er beantwortete die unzähligen Telephonanrufe, sortierte die umfangreiche Korrespondenz und sorgte besonders dafür, daß die neugierigen Pressereporter seinem Herrn nicht allzu nahe zu Leibe gingen. In Hollywood erzählte man sich, daß Kono seinen Herrn in die Geheimnisse des japanischen Okkultismus eingeweiht und ihm auch die Regeln des Jiu-Jitsu beigebracht hätte, die Chaplin heute meisterhaft beherrscht. Zurzeit befindet sich Kono auf dem Wege nach Japan, um dort von der Millionenerbschaft Besitz zu ergreifen. Vor seiner Abreise erklärte Kono, daß er nicht die Absicht habe, seinen Gönner zu verlassen. Er will nach kurzem Aufenthalt in Tokio nach Hollywood zurückkehren, um sich Chaplin wieder zur Verfügung zu stellen.

*

Greta Garbos Verlobung in Berlin?

Schwedische Blätter bringen die sensationelle Nachricht über die bevorstehende Verlobung Greta Garbos. Ende dieses Monats verläßt die Künstlerin Hollywood für immer. Sie begibt sich zuerst nach Berlin, wo angeblich ihre Verlobung mit Herrn Wilhelm Sörensen stattfinden soll. Der vermutliche Bräutigam des berühmten Filmstars ist gebürtiger Stockholmer, ein Sohn des schwedischen Rittmeisters Einar Sörensen. Während eines längeren Aufenthalts in Hollywood machte er die Bekanntschaft Greta Garbos. Nach seiner Rückkehr nach Europa zeigte er wiederholt seinen näheren Bekannten Briefe und Telegramme, in denen die Künstlerin ihn bat, nach Hollywood zurückzukommen. Über seine Hollywooder Erlebnisse veröffentlichte Sörensen ein Buch, in dem er eine begeisterte Schilderung der Filmdiva gibt. Nun stellt man in Stockholm den plötzlichen Entschluß Greta Garbos, auf den Vertrag mit der Metro-Goldwyn-Gesellschaft zu verzichten, der ihr immerhin 40 000 Mark die Woche einbringen sollte, mit der bevorstehenden Verlobung in Zusammenhang. Die Schriftleitungen der Stockholmer Zeitungen wandten sich sofort an den Manager Greta Garbos mit telegraphischen Anfragen. Die Antwort klang in einem kategorischen Dementi aus. Andererseits erklärte die Diva Pressevertretern gegenüber, daß sie im Begriff stehe, in Berlin eine Hochzeit zu feiern. Ob es ihre eigene sein wird, muß freilich dahingestellt bleiben.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.